E. u. M. Ludendorff



Weihnachten
im Lichte der Rasseerkenntnis



Weihenachten

im Lichte der Rasseerkenntnis

Von General Ludendorff
und
Mathilde Ludendorff

Verlag Oliver Bode · Sibbesse / Hildesheim

Inhaltsverzeichnis

1. Auflage 1933
29.-32. Tausend 1937
Faksimile-Druck 1993

Mit freundlicher Genehmigung
des Verlages Hohe Warte – Franz v. Bebenburg KG

Druck - Verlag - Versand
Oliver Bode
31077 Sibbesse - Postfach 1111

Ein Vorspruch

Das Rasseerwachen in Folge der Todesnot des Volkes im Weltkriege und nach ihm hat sich in dem Gotterkennen, das meine Frau uns schenkte, zur letzten Klarheit durchgerungen. Das Gottahnen unserer Vorfahren hat Erfüllung gefunden. Eng verwoben lebt unser Geschlecht jetzt wieder mit den Ahnen.

Ihre Feste werden uns wieder zu Deutschen Feiern. Die christliche Lehre hat sie geschickt zu christlichen Festen gemacht, um das Deutsche Gemüt künstlich mit der Fremdlehre zu verbinden. Das ging nur langsam. Hat doch der römische Papst Gregor noch um das Jahr 600 seinen Priestern, die auch unseren Vorfahren die Erbeigenart nehmen sollten, sogar ausdrücklich die listige Weisung gegeben, „daß man die Feste der Heiden allmählich in christliche umwandeln solle nnd in manchen Stücken nachahmen müsse". So wurde Ahnengut planmäßig umgefälscht. Feiern wir Deutschen nun christliche Feste, die in ihrem Kerne „heidnische" Feiern unserer Ahnen sind, so hat das Gemüt Anteil daran. Wir bezogen dies Erleben auf das Christliche, aber es war Äußerung des Erbgutes der Ahnen in uns. Dies erkennen wir jetzt dank unserem Rasseerwachen.

Was wissen wir über den Sinn der Sitten der Ahnen, was war ihnen Weihenachten, was wurde im Laufe der Jahrtausende aus dieser Feier, und wie wurde sie zum jüdischen Christfest? Das sind die Fragen, die heute erwachte Deutsche beschäftigen, die Antwort geben wir ihnen hier.

Weihenachten, ein Deutsches Fest

Wir feiern das uns liebste Fest des Jahres, das Fest der Weihenachten. Nichts könnte uns wohl deutlicher die völlige Entwurzelung unseres Volkes aus dem Glauben und den Sitten unserer Ahnen zeigen wie die Tatsache, daß unter den Millionen Deutschen nur ein kleiner Teil weiß, daß dies Weihenachtfest ein Deutsches ist und erst nachträglich zu einem christlichen Feste umgewandelt worden ist. Erst Ende des vierten Jahrhunderts, nach dem Siege über die Arianer, wurde das Weihenachtfest, um die germanischen Völker für sich zu gewinnen, von der Romkirche als Kirchenfest anerkannt und zum Feste der Geburt Jesu von Nazareth ernannt. Ebenso wie das Auferstehungfest der Natur, das Osterafest, so hat auch Weihenachten seinen alten Namen aus fernen Jahrtausenden hinübergerettet bis in unsere Tage. „Ze wihen nahten" hieß es in altdeutsch, „an den geweihten Nächten" oder auch „heiligen Nächten". Heilig und Weihe aber sind aus fernen Jahrtausenden hinübergerettete Bezeichnungen für all das, was mit dem Göttlichen zusammenhängt und deshalb den Menschen unzerstörbar und unantastbar sein soll.

So weckt schon der Klang des Namens Weihenachten das Rasseerbgut fernster Vorzeit in unserer Seele nnd weckt Gemütswerte, denen sich auch der verfremdetste Deutsche nicht entziehen kann, weil er sich seine Erbart nicht aus der Seele zu reißen vermag. Die tiefe Bedeutung des Festes wurde von unserem Volke beibehalten bis in unsere Tage.

Unsere Ahnen, die die Gesetze der Natur mit Recht als Offenbarungen des göttlichen Willens ansahen, forschten nach dem Wesen des Göttlichen. Dieser Ehrfurcht vor den Naturgesetzen und diesem Forschersinn sind ihre Nachfahren trotz allen Fremdeinflüssen treu geblieben. Da ihnen aber die Wissenschaft noch nicht die Wege in die Geheimnisse der Zelle, noch nicht den Blick unserer Instrumente in fernste Fernen eröffnet hatte, mit dereu Hilfe wir heute die einzelnen Natnrkräfte so weitgehend erforscht haben, daß wir viele beherrschen und verwerten, so haftete ihre Forschnng vor allem an den Gesetzen des Kreisens der Gestirne, denn diesen Rhythmus konnten sie vom Himmel ablesen. Die scheinbare Drehung des gesamten Himmelsgewölbes um die Achse, die durch die Erde gezogen zu denken ist, wurde ihnen Sinnbild der göttlichen Gesetze des Weltalls nnd die Jahreszeiten in ihrem Wechsel Sinnbild des Menschenloses. Wie des Winters Not zuverlässig und unnmstößlich dem jubelnden Auferstehen

der Natur im Frühling wich, so keimte für sie in tiefster Schicksalsnot die jubelnde Hoffnung des Wiederauferstehens ihres Volkes und stählte ihre Tatkraft auch in finstersteu Zeiten. Wie im Herbst die Natur sich auf einen stillen Tod in herrlichster Schönheit bereitet, so war auch für sie selbst das Scheiden aus dem Leben kein jammerndes, wimmerudes, sich sträubendes Verenden, sonderu ein freudiges Scheiden aus der Schönheit nnd in Schönheit. Gab ihnen dabei das Schicksal den Segen, für einen edlen Sinn das Leben zu lassen, für des Volkes Freiheit nnd Ehre, für der Sippe Schutz und Wohl zu sterben, so wurde aus dem stillen Einschlafen in Ruhe der lachende Tod der heldischen Erfüllung. In diesem Gleichnis ihres Lebens mit den Jahreszeiten feierten sie im Frühling das Keimen und Werden der Menschen im Einklang mit dem Keimen und Werden der Blüten auf den Fluren, und die Totenfeier, das uralte Julfest, feierten sie in den kürzesten Tagen, die den Weihenachten vorangingen, wie dies bis heute auch in den christlichen Kirchen beibehalten wurde.

Bei diesem heiligen Gleichnisse ihres Eigenlebens und ihres Volkslebens mit den göttlichen Willensenthüllungen im Weltall und den Gezeiten des Jahres, trachteten sie sich diesem Willen einzureihen, indem sie ihr ganzes Leben, ihr Tun und ihr Ruhen, ihr Feiern nnd ihre Arbeit nach diesen Gezeiten gliederten. So fühlten sie sich im Einklang mit Gott und im heiligen Frieden der Seele.

Wenn sie nun das Leben ihres Volkes und ihr Eigenleben im Gleichnis sahen mit den Gezeiten des Jahres, so sahen sie in dem größten Gestirn, der Sonne, den göttlichen Segenspender für die ganze Erde. Die quäleude, sengende, dörrende Glut der Sonne im Süden kannten sie nicht. Sie entbehrten sie gar sehr in langen, kalten Winternächten, bei spärlichem Kienspanlichte. Wochen hindurch sehnten sie sich nach ihr, so war sie ihnen das Sinnbild göttlicher, segnender Liebe, und lange ersehnt war der Tag, der nach der Totenfeier, nach dem Julfeste, endlich die Wintersonnenwende, lichtstrahlende Tage verhieß. „Wihen nahten“ waren herangenaht, die heiligen 12 Nächte, von denen sich nnser Volk, als der neue Glaube kam, eine einzige Weihenacht rettete.

Ihr Mythos, der den Sinn der Feier nach Weise eines Märchens dichterisch einkleidete und so dem Volke lieb und lebendig machte, wußte nun von diesen zwölf heiligen Nächten gar manches zu sagen. Die weltumspannende Gottesmutter feierte in diesen Nächten in ihrem Wirken. Damit dem Volke die göttliche Idee nicht menschlich verkleinert würde, gaben sie im Bilde dieser Gottesmutter den Kreis der Fixsternbilder am Himmel als „Halsbandschmuck“, nnd die Weltenachse war ihr Spinnrocken, an dem sie die Geschichte des Weltalls spinnt. In den zwölf „wihen nahten“ aber, da ruhte die Gottesmutter aus vom Weben, hielt inne. Sie feierte und sann nach. Da war es Zeit für die

Menschenkinder, auch über ihr Geschick nachzusinnen und gute Wünsche für sich und die Seinen in die feierliche Weltenruhe hinein zu entsenden. Keine Menschenfrau entweihte diese zwölf Nächte der Weltenruhe durch Spinnen, noch vor Beginn des Festes war jeder Spinnrocken leergesponnen und blieb es während der ganzen Feier. So wuchsen die Frauen der Gottesmutter zur Vertrauten, weil sie teilnahmen an ihrer Ruhe und ihrem Sinnen, wie sie teilnahmen an dem Fleiß des übrigen Jahres, und die Männer stählten im Feiern die Kraft zu neuen Mannestaten.

Doch der liebste Ausdruck der guten Wünsche waren ihnen die Weihenachtgaben. In ältesten Zeiten wurden sie schon bei dem Totenfest, später Julfest genannt, gleichsam als ob die Toten selbst sie brächten, zur Halle hineingeworfen, und das Klappern der Roßhufe, das das Weiterjagen des Totenheeres kündete, wurde dabei vernommen. Der Name und die Sitte des Julklapp hängt damit zusammen. Als dann später die Totenfeier stiller wurde, da dichtete der Mythos die Sage, Wodan selbst reite vorüber und lege die Gaben auf die Schwelle. In der Gestalt des heiligen Nikolaus hat man den Kindern die alte Sitte erhalten. In dem Mythos von der göttlichen Mutter, die im Wirken der Menschengeschicke innehält, um auf die Menschenwünsche hinzulauschen, und dem mit Gaben der Liebe die Menschen aufsuchenden Gottvater, drückten unsere Ahnen das innere Erleben des Dankes und der Freude über das Schwinden der langen Winternächte und die Wiederkehr der hellichten Tage und über das Aufhören der Wintersnot aus.

Nicht nur lichtfern und kalt waren die langen Wintermonde, es hieß auch andere Entbehrungen zu überstehen, denn selten nur konnte der Jagdwille des Wetters Unbill besiegen. Da war denn schon Wochen zuvor ein Jubel der Vorfreude, daß 12 Tage und Nächte hindurch alles Winterdarben unterbrochen, und der Fest-Eber mit anderen Kostbarkeiten die magere Kost ablöste und wieder auf Wochen zu Entbehrungen widerstandsfroh machte. Denn erst, wenn des Winters Härte gebrochen war, konnte alle Not und Entbehrung mit Sicherheit als überwunden gelten. Der Haß Andersgläubiger hat aus diesen Feiern unserer Voreltern das Zerrbild hemmungloser Gelage gemacht.

Wenn dann die zwölf Nächte vorüber waren, dann schloß die Weihenachten ab mit dem Feste des Dreieinen Gottes, der als solcher die Namen Wodan, Wille, Weh trug, und an diesem Tage (heute dem 6. Januar) schrieben sie das germanische Zeichen der göttlichen Liebe, das Kreuz, mit den drei W, dreimal über die Türe, als Zeichen, daß ihr Heim die Halle, das heißt der heilige Ort des Einklangs mit dem Göttlichen, auch im neuen Jahr bleiben sollte.

An dem Feste der „Wihen Nahten“ hielten auch alle unsere Blutsverwandten fest, die im heiligen Frühling auswanderten zu fernen Landen, nach

dem Süden, der Sonne zu. Aber weil es nicht nur blutsverwoben, sondern heimatverwoben ist, so ließ es sich nicht leicht in südliche Länder verpflanzen. Es ist ein Fest des Nordens, in dem der Mensch sich endlange Wochen nach der Heimkehr der Sonne sehnt, in dem er darbt und friert und leidet unter den Wintermonden und dem Frühlingserwachen entgegenjubelt, schon am ersten Tage der Wintersonnenwende. Was sollte es da den ausgewanderten Norden in südlichen Ländern, z. B. in Indien noch besagen? Ein Fest des Erinnerns an die Heimat konnte es bleiben, aber nicht die Wintersonnenwende durfte mehr im Mittelpunkt stehen, sondern nur der tiefere Sinn der Feier, der Dank für die segnende, göttliche Liebe. Diesen Wandel der Weihenacht in den Jahrtausenden werden wir im Folgenden noch betrachten.

Unser Volk, das in der Heimat blieb, hat selbst unter dem neuen Glauben viele der Ursitten des Festes beibehalten, vor allem den tiefen Sinn, daß es ein Fest der Dankbarkeit für göttliche Liebe ist, die die Menschen sich durch Gabengeben und gute Wünsche auch gegenseitig zu zeigen versuchen.

Doch nicht nur der Sinn des Festes, sondern auch die mythischen Dichtungen haben sich in deutlichen Spuren erhalten. Ich erinnerte schon an die Sitte des Julklapp, an die Sitte des heiligen Nikolaus oder des gabenspendenden Christkindes. Ja, auch das Feiern der Gottesmutter am Spinnrocken blieb erhalten. Die Frauen, die heute noch spinnen, trachten sorgsam, daß vor den Weihenächten aller Flachs vom Rocken gesponnen ist, und vor dem 6. Januar nicht wieder gesponnen wird. Und an diesem Fest des Dreieinen Gottes werden noch heute vielfach die drei Kreuze über die Türe gezeichnet, nur erhalten sie nicht drei W, sondern C, M, B, die Anfangsbuchstaben der Könige aus dem Morgenlande sollen nun das Haus schützen.

Wenn auch viel des blutverwobenen und des heimatverwobenen Weihenachtfestes von unserem Volke in zähem Kampf erhalten wurde, so fehlt dem Feste bei vielen das Weltallverwobene dieser stillen, heiligen Nächte der Ruhe. Wie viele denken nicht mehr an den Sinn der Ruhezeit. Wie wenige schauen wohl in diesen Weihenächten auf zu den Sternenwelten und ihrer unermeßlichen Ferne und Stille? Manche sind so im Großstadttaumel untergegangen, daß sie von lärmender Neujahrsfeier heimtaumelnd, einen stumpfen Blick zu diesen Weiten hinwenden, ohne jedes innere Erleben. Wie sollte da dies Fest das Erhabenwerden über das Schicksal, das Herausheben aus dem Engen und Kleinen, das Starkwerden vor dem wehleidigen Verzagen und das Beharrlichbleiben bei dem Verfolgen eines großen Zieles der Menschenseele schenken können, was die unerbittlichen, niemals wankenden Gesetze des Sternenkreises so eindringlich künden?

Doch ein neues Erwachen der Naturliebe geht durch unser Volk. In Scharen stürmt die Jugend aus dem einsargenden Häusermeer in den 12 Weihenächten

hinaus in die Winterpracht auf die sonnenumfluteten, einsamen Bergesgipfel. Freilich, gar mancher undeutsche Großstadtsumpf wagt sich mit hinauf auf die heiligen, reinen Höhen. Doch diese reden in ihrer stillen, feierlichen Ruhe, in der flimmernden Pracht der Schneefelder auch zu den Entarteten. Noch eindringlicher als die Schönheit der lichtüberfluteten Tage aber reden die schweigsamen Sternennächte in ihrer unerhörten Winterklarheit. Sie künden den Großstadtgewohnten, zur Weihenacht Heimgekehrten vom weltalldurchseelenden Gotte, wie einst unseren Ahnen. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl derer, zu denen die Sternennächte in den Weihenächten wieder reden können, weil sie wieder heimfanden zur Naturverbundenheit. Aber von Jahr zu Jahr wächst auch die Zahl derer, die wieder heimfanden zur Ahnenehrung, und die die seelentiefe Feier unserer Vorfahren wissen und ehren, statt sie zu leugnen oder zu entstellen.

Der Weihenachtbaum – die Weltenesche

Das Weihenachtfest ist urdeutsch. Wir erkennen nun den „frommen Trug" in der Täuschung, die heute noch getrieben wird, wenn man dem Volke sagt, Weihenachten sei ein christliches Fest, und wer sich nicht mehr zum Christenglauben bekenne, der habe gar kein Anrecht darauf, dieses Fest zu feiern. Zögernd nur haben die Bischöfe der Romkirche unserem Volke nachgegeben, weil es gar zu innig mit der Feier seines artgemäßen Glaubens der Vorzeit verwoben war. Haben wir schon im letzten Abschnitte den tiefen Sinn dieser Feier kennen gelernt, so wollen wir uns nun noch etwas eingehender mit einzelnen mythischen Sinnbildern dieser Feier und der aus ihnen erwachsenen Sitten befassen.

Die Wihe Nahten, die zwölf heiligen Nächte wurden so ernst eingeleitet, wie die Hochzeitfeier unserer Vorfahren. Lebte doch in unseren Ahnen eine erschütternde Gegenwärtigkeit des Todes. Sie vergaßen nie das Vergehen, wurden vom Tode nicht, wie die Christen, erschreckt überrascht. So haben sie auch am glücklichsten Tag ihres Lebens, am Hochzeittage, vor allem des Todes gedacht. Wir sehen heute noch in Niedersachsen Häuser, an denen das zweite Tor angebracht ist, das von den jungen Gatten, wenn sie zum erstenmal ihr neues Heim betreten, durchschritten wird, aber dann geschlossen bleibt bis zu der Stunde, an dem ihre Totenbahre hinausgetragen wird. Die jungen, blühenden Menschen gedachten also beim Betreten ihres Heimes am Hochzeittage, weil sie wußten, wann allein dieses Tor wieder geöffnet werden wird,

ihres Todes und werteten deshalb ihre Ehe und ihr ganzes Leben an diesem ernsten Freund aller lebendigen Seelen; die flache Todvergeßlichkeit lag ihnen ferner.

Ganz ebenso leiteten sie auch das liebste, freudige Weihenachtfest ein mit der Julfeier (bekannt aus den Julklappsitten), dem alten Totenfest. Ja die Sitten und Bräuche der Totenfeier verschmolzen dann später mit denen der Weihenachten. Die Christen aber trennten das Totenfest, soweit das Volk dies duldete, von der Weihenachtfeier. So wird es heute am letzten Sonntag vor Advent von den Protestanten, von den Katholiken aber schon bei Novemberbeginn gefeiert.

Wir wollen nicht den „alten Germanenglauben", unbekümmert um die geweiteten und vertieften Naturerkenntnisse, wieder aufrichten, wir wollen deshalb auch nicht sklavisch die alten Sitten des Festes in ihrem Ursinn wiederbeleben, aber der ewige unveränderliche Gehalt der Feier wird uns bleiben, und er wird in der liebsten Sitte, der Sitte des Weihenachtbaumes, den zur Deutschen Gotterkenntnis Heimgekehrten doppelt bewußt.

In Eiseskälte der Wintermonde, bei dem düstern Schein der Fackeln, unter Entbehrungen aller Art und unter Todesgefahren, denen unsere Zeit ferner gerückt ist, harrten die Ahnen der heiligen Zeit, da die Sonne sich wendet und zum ersten Male wieder die kurzen Tage länger werden. Diese Wiederkehr des Lichtes, die in ihrer zuverlässigen Gewißheit den nahenden Frühling erhoffen läßt, erschien den Ahnen als der größte nur denkbare göttliche Segen, und Dankbarkeit und Freude für die göttliche Liebe, die ihnen durch diese Wintersonnenwende das Leben erleichterte und schützte, erfüllte sie und den Geist der ganzen Feier.

Die Geburt des Lichtes, die Sonnenwiederkehr, verdichtete sich in den dichterischen Legenden, die sie sich erzählten zu der Geburt des jungen Lichtgottes Baldur, des Reinen, des Lieblings aller Götter und Menschen, aller Pflanzen und Tiere, dem niemand gram sein konnte und der nur durch den „blinden Hader" in seiner Jugend gemordet wurde. Nichts gemein hat dieser uralte Jahresmythos mit der Idee des Welterlösers von den Sünden der Menschen, dies beweist am besten, daß Baldur nach seiner Ermordung ebenso wie jeder andere, der nicht im Kampfe stirbt, im Helreich zu finden ist. — Aber was bedeutet der Baum?

Ja, was bedeutet der Baum? Er ist unseren Ahnen eines der heiligsten Bilder des Lebens gewesen. Aus Bäumen wurde, so erzählt ihr Mythos, durch das Wundergeschenk des dreieinen Gottes, aus Geist („Wodan"), „Wille" und dem Empfinden („Weh") die Menschen geschaffen. Aber der Baum war ihnen nicht nur Sinnbild für die Menschen, er war ihnen auch heiliges Sinnbild des Gotterlebens in den Menschenseelen (siehe „Deutscher Gottglaube").

So wanderten sie an allen hohen Festen und Feiern zu den ehrwürdigsten, edelsten und schönsten Bäumen als zu heiligen Stätten, die würdiges Gottgleichnis sind.

Nur an einem Feste, dem gemütstiefsten aller Jahresfeiern, verbot die Eiseskälte und Wetterungunst die Feier unter freiem Himmel, unter den feierlichen Bäumen. Nun, so mußte das Heim zum Haine werden. Das konnte es freilich gar gut, denn das Heim war ja die „Halle", war der heilige Ort des Werdens und Lebens der Sippe und des Wirkens für die Sippe. So war sie auch würdig, den heiligen Baum, das Symbol des Gotterlebens, zu Weihenacht aufzunehmen. Stand er erst in der Mitte der Halle, dann wurde sie selbst mit Tannengrün geschmückt, während der 12 Weihenächte war sie in einen Hain verwandelt.

Der einzige Baum, der in der Winterkälte seine Blattnadeln zu erhalten wußte, der Tannenbaum, wurde in den Weihenächten zum „Weltenbaum", zur „Weltenesche", aus dem verschneiten Winterwalde wanderte er in die festlich geschmückte Halle, von deren Dache schon seit Beginn des Julmondes das grüne, lichtgeschmückte Sonnenrad herniederhing.

Wenn die Tanne auch den Kleinen unter den Kindern zur lebendigen, frohen Frühlingsfreude und Sommerhoffnung werden sollte, dann mußte in der Nacht vor dem Feste, wenn sie alle schliefen, ein Wunder geschehen. Liebe Mutterhände zauberten dann an die Äste rotwangige Äpfel und Nüsse. Sinnvoll ist dieser uralte Schmuck für dieses Fest des Jahreswechsels, der Wintersonnwende, der Freude auf die Geburtstunde des kommenden Frühlings, des Baldur und der Sommerhoffnung. Sinnlos ist dieser Schmuck für die christliche Fälschung des Festes zur Geburtstunde des die Sünder erlösenden Christus.

Doch wenn der Weihenachtbaum den Kleinen ein faßbares Sinnbild der Wiederkehr der Sonne zu dem Norden hin werden soll, dann muß er auch von dem strahlenden Lichte der Sonne einen Abglanz tragen. So leuchten Lichter von allen seinen Ästen und Zweigen. Freilich, mit dem glitzernden Glanze der Sonne können sie sich nicht messen, aber vielleicht wird leuchtendes Goldhaar, von der Mutter über die Äste gestreut, etwas von dem flimmernden Lichte wiedergeben!

So ist der geschmückte Tannenbaum eine Pracht und Herrlichkeit für die Kleinen im Hause und für sie deutliches und faßbares Gleichnis des Sinnes der uralten Feier. Aber auch die heranwachsende Jugend will ihr besonderes, geheimnisvolles Band zu der Weihenachttanne haben. Es soll nicht nur der Zauber ihrer Frühkindheit über der Feier liegen. Sie träumt dem Bilde der Weltenesche noch weiter nach und gedenkt der wunderbaren Quellen unter den Welteschenwurzeln, aus denen die Menschenseele die Gotterkenntnis schöpft

(siehe Deutscher Gottglaube, S. 71 ff.). Besonders denkt sie an die eine, heiligste der Quellen, zu der die Jugend so manchesmal still hinschreitet, an den Rätseln des Werdens und Vergeheus den Sinu des Seins zum ersten Male ahnend, den erst die Reife des Lebens erfassen lehrt (siehe „Des Kiudes Seele und der Eltern Amt", „Am Urdborn und seinen Geheimnissen"). So zaubert die heranwachsende Jugend im Hause voll Eifer an den Tagen vor dem Feste unter Wurzelwerk und Tannengrün am Fuße des Weihenachtbaumes den heiligen geheimnisvollen Urdborn, dessen tiefe Wasser durch ein Licht am Festabend besonders feierlich und traut beleuchtet sein werden. Ganz wie im uralten Mythos kreisen auf dem See des Urdquells die beiden silberweißen Schwäne, „die Vergangenheit oder das Vergehen" und „die Zukunft oder das Werden" bedeutend. Das ist für sie nun fast der schöuste Schmuck des Weiheuachtbaumes. Es fesselt sie ihr Kunstwerk nun mehr als die Pracht an den Zweigen. — Mit dem heiligen Urdborn unter der Wurzel des Baumes ist nun auch für die heranwachsende Jugend ein faßliches Sinnbild des geheimnisreicheu, tiefen Wechsels der Gezeiten und des Lebens geworden. Er ist nun für sie noch reicher an Bedeutung als für die Kleinen im Hause.

Ist dann der Weihenachtabend mit all seinem Kinderjubel Wirklichkeit geworden und hat sich die Freude der Kleiuen an seinem Lichterglanze, an all den Gabeu fast „überfreut", liegen sie mit fieberheißen Wangen und den schöusten der Spielsachen im Arm schon im Bettchen, dann erzählen die Eltern den Größeren beim Kerzenschein, weshalb denn gerade der Tanneubaum ein so wundervolles Sinnbild ist für Deutsche sittliche Kraft. Sein zäher Widerstaud im Kampfe um sein Sein ließ seine Blätter wetterhart zu Nadeln werden, die uicht der Winterkälte weichen müssen, nicht welken und fallen bei dem ersten Frost, sondern durchhalten im zähen Ringen um das Leben die ganzen langen Monde des nordischen Winters hindurch. Dieser kämpfende Widertrotz aller Unbill des Schicksals gegenüber, dieser eiserne Lebenswille ist es, der des Deutschen Stärke bedeutet. Ihn vor allem hat das Christentnm in demütigen Duldersinn und Ertragen des Feindwollens umgewandelt. So nahm man unserem Deutschen Erbcharakter das lebenerhaltende Gegenstück zu seiner so gefährlichen Unfähigkeit zu Argwohn nnd seiner noch gefährlicheren Neignng, drohendes Unheil als „unwahrscheinlich", ja unmöglich von sich abzuschütteln, um wieder froh sein zu dürfen, um sich dem innigen Gemütserleben im Einklang mit der Natur und allem Guten und Schönen ungestört zu weihen. Ja, die Worte der Eltern an die heranwachsende Jugend über das Sinnbild der Tanne am Weihenachtabend kömen ihr in unseren Tagen Genesung werden von den gefährlichen Einflüssen der fremden Rasse und der fremden Lehre, denn uicht Frühlingshoffnung allein darf in der Seele wohnen! Dicht neben ihr muß

das Wissen von den ernsten Winterstürmen des Schicksals, von den drohenden Gefahren und das Wissen vom Vergehen im Tode stehen.

Ging auch die heranwachsende Jugend zur Ruhe, dann läßt der Weihenachtbaum, als Sinnbild der Welteuesche, die Reifen all die glitzernde Pracht seiner Zweige vergessen. Er erinnerte sie an das ernste Wort von der Fährnis des Gotterlebens in der Menschenseele, das die Ahnen in die Bildworte des Welteschengleichnisses faßten, von den Todesgefahren und — von der Gewißheit, daß trotz aller Fährnis dies Gotterleben ewig erhalten bleibt.

Die Worte der Edda schweben im Raume und wirken in die Seelen der Ernsten und Reifen unter dem Weihenachtbaum:

„Missetat, mehr als Menschen wohl meinen
Und Ungemach duldet die Esche,
Im Wipfel die Hirsche, im Stamm die Verwesung,
Im Wurzelwerk naget der Neidwurm . . .“

Doch nach diesem erschütternden und nur zu wahren Mahnen klingt das tröstliche Wort der ewigen Hoffnung und Zuversicht:

„Ich weiß eine Esche, die Weltenbaum heißt,
Ein weißlicher Nebel benetzet den Wipfel,
Drauß' fället der Tau, der die Tiefen befruchtet,
Immer grün steht sie am Brunnen der Urd.“

Edda, Gylfaginning.

Für diese heilige Gewißheit des ewig lebendigen Gotterlebens, trotz aller grausamen Fährnis, ist nun der immergrüne Baum in der Halle, mitten in den drohenden Monden des Winters das liebe und zuversichtliche Gleichnis geworden, und unter diesen Worten

„Immergrün steht sie am Brunnen der Urd“

gleiten die heiligen 12 Weihenächte hinüber in das neue Jahr voll ernstester Missetat und Ungemach für unser Volk.

Wie in Jahrtausenden aus Deutscher Weihenacht die indische Feier und das jüdische Christfest wurden

Wenn wir die Geschichte unseres Weihenachtfestes in den vergangenen Jahrtausenden mit dem wachen Auge unserer Zeit verfolgen, so erkennen wir, daß dies Fest in erschütternd klarer Sprache den furchtbaren Leidensweg unserer Rasse kundtut. Wird unser Volk den rettenden Weg zur Einheit von Blut, Rasseerbgut, Kultur und Wirtschaft wiederfinden, so wird gerade die Geschichte dieses Festes in kommenden Jahrtausenden gehütet werden als heiliger Schicksalskünder der Vergangenheit und als ernster Warner aller geretteten, kommenden Geschlechter.

Die furchtbare, ernste Tatsache, daß alle blühenden Kulturstaaten, die dieses herrliche Volk in vergangenen Jahrtausenden in fernen Ländern gründete, ebenso unselig zu Grunde gingen, wie heute die letzten Nachfahren dieses Blutes im Heimatlande zu Grunde zu gehen drohen, erklärt sich uns Erwachten aus dem Unheil, daß unsere Ahnen die Rassegesetze heilig erachteten, solange sie sich ihren Glauben rein erhielten, daß sie aber nicht ahnten, wie sehr ein Lockern der Einheit von Blut und Glaube auch die Ehrfurcht vor der Rassereinheit und die Klarheit des Rasseideals gefährdet und somit das Leben bedroht.

Zunächst gerieten nur die Ahnen in die große Gefahr des Unterganges, die die Heimat verließen, nur gerüstet mit dem klaren Wissen der Unantastbarkeit der Rassereinheit. Wenn immer in einem „heiligen Frühling" *) die Jungscharen dieses herrlichen Volkes auszogen nach dem Süden oder über das Meer, um Wohnsitz zu suchen, da das Heimatland dem blühenden Volke nicht freie Sitze mehr bieten konnte, so brachten sie in ihrem großmütigen Herzen den Wunsch mit, die Völker der fernen Länder an ihrem Reichtum des Gottschauens und Gotterlebens teilnehmen zu lassen. Sie brachten ihnen Glauben und Kultur und ließen sie in der ihnen eingeborenen Duldsamkeit auch unbehelligt in ihrem alten Glauben weiterleben, sofern ihnen dies mehr zusagte. Gerade durch diese Duldsamkeit gewannen sie im Laufe der Zeiten die Ureinwohner des Landes mehr und mehr für sich, und so wurde von ihrem Glauben und Gutsein gar vieles angenommen. Aber bei diesem friedvollen Zusammenleben mit den ihnen nun ähnlicher denkenden Ureinwohnern, nahmen dann auch sie selbst manches von deren Glauben an. Waren z. B. die Ureinwohner von Griechenland, die Pelasger, griechisch genug in ihrem Glauben geworden, um ihre Gottheiten aus den unterirdischen Höhlen auf den Berg Olymp zu

*) S. „Die Volksseele und ihre Machtgestalter"

verpflanzen, so hatten die Griechen unter ihrem Einfluß ihre Gottheit aus den Weltallweiten des Sternenhimmels herabgeholt auf den Berg Olymp. Das göttliche Geschlecht der Asen saß nun in Gestalt leibhaftiger Götter bei den pelasgischen Göttern.

War so die Einheit von Blut und Glauben in beiden Rassen gelockert, so schwand die Klarheit ihrer Rasseideale, es verwischte sich ihr Sittenbild, und Rassenmischung war die zwangsläufige Folge. So gingen ihre blühenden Kulturen in Rassemischung und Entsittlichung unter. Das war dann allemal der Augenblick, in dem die Leichenfledderer der Rassen ihr Amt beginnten konnten. Das „Fressen" dieser Mischvölker konnte dann anheben.

Die in der Heimat verweilenden Germanen waren vor solchem Schicksale geschützt bis vor 1500 Jahren. Sie hielten Glaube und Sprache rein, und so war es zwangsläufig, daß auch ihr Rasseideal klar blieb und ihr Blut sich rasserein erhielt. Aber auch sie waren sich der heiligen Weisheit der Volkserhaltung nicht bewußt, die eine Einheit von Blut, Rasseerbgut, Kultur und Wirtschaft so unerbittlich fordert. Als das Christentum kam, da duldeten sie die Mission in ihren Reihen, bis die Christen mächtig genug geworden, um mit Morden die Herrschaft ihres Glaubens zu erzwingen. Nun begann unter immerwährenden neuen Massenmorden Andersgläubiger die gleiche Entwurzelung, der gleiche Abstieg, die gleiche Rassenmischung. Der Sturz in die Tiefe war nur viel jäher als in jenen Kulturländern, wo germauische Glaubeusduldsamkeit herrschte. Wurde doch von den Christeu das volkserhalteude Gesetz der Einheit von Blut und Glauben unter Gewaltanwendung verhöhut und in jüdischem Glaubenshasse mit Füßen getreten.

So kam gar bald die Zeit, wo der Leichenfledderer, der mit deu Missionaren ins Deutsche Land schlich, sattsam zu tun hatte, und das „Fressen" des Deutschen Volkes konnte beginnen.

Dies ganz ungeheuer ernste Schicksal kündet uns der Wandel der Weihenachtfeier im Laufe der Jahrtausende.

Die Agnifeier der Inder

In unserer Heimat stand, wie wir hörten, das Weihenachtfest wie alle Jahresfeiern der Germanen im innigen Zusammenhange mit dem Naturgeschehen und war ein heiliges Freuden- und Dankfest für die zuverlässige, ausnahmelose und daher segensreiche, Ruhe und Kraft spendende Gewißheit der Sonnenwende. Im Norden begrüßt der Mensch das Sonnenlicht als die segnende Kraftquelle des Lebens, als den gütigen Schirmer vor Frost, als den Lebenswecker aller Frucht, als den Spender köstlicher Wärme. Im Norden braucht niemals die dörrende Glut der Sonne gefürchtet zu werden, im Nor-

den flüchtet man nicht vor ihr in Häuser und Höhlen, sondern nimmt glückselig ihre Strahlen auf. So war denn nach langen Wintertagen, an denen man, des Wetters Ungunst fliehend, in der Halle um das Feuer lagern mußte und an langen Winterabenden bei spärlichem Fackelscheine auf die bessere Jahreszeit harrte, das Fest der Sonnenwende, ein jubelndes Dankfest der Wiederkehr der Sonne.

Was sollte wohl aus diesem Dankfeste werden bei den Ahnen, die nun aus dem Norden nach dem Süden zogen? Konnten die in Indien, in Persien wohnenden Nordländer nun auch noch den innigen Dank für die Rückkehr der Sonne empfinden, da sie diese doch nie entbehrten, sondern unter ihrer sengenden Glut oft schmachteten?

Unser Blut ist viel zu ehrlich, um Dank und Freude zu erheucheln, es ist auch viel zu frei in seinem Gottglauben, um eine Feier, die in ihrem früheren Inhalte nicht erlebt werden kann, beizubehalten; es ist endlich viel zu innerlich, um nicht das Wesen der Feier für das Wichtige zu halten. So trat bei den ausgewanderten Blutsgeschwistern der Weihenachtmythos zurück, und es blieb das Wesen der Feier voll erhalten: Dank und Freude für die segnende, lebenserhaltende Naturkraft. Aus dem Feste der Sonnenwende und der Geburt des jungen Jahres (Baldur) wurde das Freudenfest der Geburt des Feuers, des Lichtes aus dem göttlichen Sonnenlichte, des Gottessohnes „Agni".

So echt nordisch nun auch dieses Verhalten der Ausgewanderten war, so hatten sie doch von den Bewohnern der Südländer gar viel gelernt. Sie hatten ein Ritual der Feier eingeführt, brauchten einen Priester, der es ausführte, und nahmen Mittler-, Opfer- und Erlösunglehren an.

So erzählt denn die Weihenachtfeier, die 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung, d. h. vor mehr als 3000 Jahren, Blutsbrüder in Indien feierten, das ernste Schicksal von dem Annehmen fremdblütiger Glaubensbräuche und dem tiefgreifenden Zerbrechen der Einheit von Blut und Glauben, erzählt uns aber auch noch weit Wichtigeres.

Das Feuer, „Agni", wurde als Sohn Gottes, als alle Wesen (Menschen und Tiere) in Güte und Liebe segnender Retter gefeiert.

„Gleichwie die Kinder hier hungrig
Sitzen um die Mutter her,
Also die Wesen all sitzen
Rings um das Agnihotram (= Morgenfeuer) her,
Ja, rings um das Agnihotram her",

so heißt es in der Samaveda, Chandogya-Upanishad, 5. Vers.

War das Morgengebet dem Danke für das Feuer geweiht, so erst recht das große Jahresfest der Feuerfeier, das Weihenachtfest.

Die Geburt des Agni wurde nach dem Berichte Driesmanns*) am 25. Dezember gefeiert, da dieser Tag der Weihenachten durch das Erscheinen eines Gestirnes ausgezeichnet gewesen war.

Zur Zeit des Entstehens der Evangelien der christlichen Bibel war dies Fest der Geburt des Gottessohnes Agni und seiner Salbung zum „Akta" dem „Gesalbten" (griechisch „Christos") schon in viele griechische Städte in Kleinasien gedrungen, wurde wohl da, wo die jüdischen Schreiber der Evangelien lebten, auch gefeiert.

Wegen der so seltsamen Übereinstimmung dieser Feier mit den jüdischen „geschichtlichen Berichten" der Evangelien wird sie uns doppelt wichtig.

Es wird gut sein, wenn wir uns der Schar der feiernden Inder vor 3000 oder der Griechen vor fast 2000 Jahren, also „zur Zeit des Kaisers Augustus", anschließen, um diese Weihenachtfeier mitzuerleben!

Es ist Nacht, der Priester schreitet der Schar voran auf eine Anhöhe. Dort verkündet er, daß der Weihenachtstern am Himmel erschienen, und daß nun die „frohe Botschaft" der nahen Geburt des Gottessohnes aller Welt gekündet werden sollte. Und nun beginnt die Feier der Erzeugung des Gottessohnes „Agni", des Feuers. Dem Priester zur Seite steht der Zimmermann (Twasti), der Verfertiger des heiligen hölzernen Hakenkreuzes (Swastika); da im Hakenkreuz der Gottessohn erzeugt wird, so ist er der „irdische Vater" dieses Sonnensohnes, dieses Gottessohnes. Er erzeugt in der vertieften Mulde dieses Hakenkreuzes nun durch den Feuerquirl (Pramatha) in rascher Drehung den Funken. Denn in dieser Höhlung wohnt die schöpferische Göttin „Mutter Maja", und so wird diese Höhlung im Hakenkreuz der „Schoß der Mutter Maja" genannt. In feierlicher Stille wartet die Menge, bis der erste Funke erzeugt ist. Dann kündet der Priester die „frohe Botschaft", daß das „zarte, göttliche, alle Welt errettende Kind" geboren, und der Jubelgesang aller ertönt:

„O Agni, heiligendes, reinigendes Feuer, der du im Schoße der Mutter Maria schlummerst und dich zur glänzenden Flamme nun erheben willst, du bist der in Allem und Allen verborgene, göttliche Funke und der Sonne glorreiche Seele."

Der Priester legt nun den zarten, glimmenden Funken auf gehäuftes Stroh, und hellauf flammt „das zarte Kind", wie die Schar es jubelnd singt. Dann fächelt der Priester ihm den Windhauch (Vaju), den „heiligen Geist" zu und erhält ihn so am Leben. Nun wird er auf gehäufte Zweige gelegt, und immer stärker wächst er, der Retter aller Wesen heran. Von der Kuh, die zur Linken des Priesters steht, nimmt er nun zur Salbnng des Agni die heilige Butter,

*) „Der Mensch der Urzeit", Heinrich Driesmanns, Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart, 1920.

und jubelnd singt die Schar, daß Agni nun zum „Gesalbten", „Akta" (griechisch Christos), geworden.

Zur Rechten des Priesters steht der Esel, der das Getränk „Soma" für den Gottessohn trägt. Nun gießt der Priester dies über die Flamme, und hoch auf, bis zu den Wolken, steigt sie. Jetzt singt die Schar den feierlichen Sang, daß der Gottessohn auffährt zum Himmel, und sein letztes Mahl, das Opfer, Brot und Wein, wird in die Flamme gegossen. Doch auch die Priester nehmen einen Teil des Weines und die „Hostie", und verzehren sie als „Leib und Blut" des Gottessohnes, der sich den Menschen als Vermittler ihres Opfers an Gott dargeboten und sich als Opfer verzehrt. Vor 3500 Jahren schrieben deshalb die Inder in den Veden, daß Agni der „eingeborene Sohn des Sawistri" (= himmlischen Vaters) als „Licht aus dem Quell alles Lichtes" auf die Erde gekommen, „geboren aus dem Schoße der göttlichen Mutter Maja" sei.

Eine Schicksalsgeschichte unserer Rasse ist fürwahr dies Weihenachtfest: waren die Blutsbrüder mit dieser Feier schon weit abgeirrt von der Einheit von Blut und Glauben, hatten sie viel Südländisches, Zeremonieen und Priester, Mittler-, Opfer- und Erlösunggedanken angenommen, so waren sie doch in dem einen blutsmäßig geblieben, daß sie dieser Feier deutlich rein symbolischen Charakter gaben. Niemand hätte sie zu geschichtlichen Tatsachen oder zu einem Dogma umdichten können oder wollen. So wurde der wunderbare geistige Gehalt, die Verehrung des göttlichen Funkens in aller Erscheinung als der läuternden, heiligen Macht jeder Seele erhalten und der letzte, heilige, tiefe Sinn des Glaubens der Ahnen noch gerettet.

Und wieder ist das weitere Schicksal der Agnifeier eine erschütternd klare Geschichte unseres Rasseschicksals. Nun schreiben nach der Zeit des Kaisers Augustus Juden in griechischer Sprache den Inhalt dieser Christosfeier, die um sie her gefeiert wurde, nieder, aber umranken sie mit einer geschichtlichen Darstellung, schreiben alle diese Teile der alten Agnifeier dem Leben des Jesus von Nazareth zu und nennen ihn den „Sohn Davids" *). Sie erzählen von der Welterlösung durch einen Menschen ihres Blutes und fordern mit jüdischem Fanatismus das wörtliche Glauben an ihre Erzählung als an eine geschichtliche Tatsache. Hiermit trennen sie die Weihenachtfeier restlos von nordischem Glaubensinhalt. Hierdurch vernichten sie nun die Einheit von Blut und Rasseerbgut in allen Völkern vollends. Hierdurch sichern sie sich endlich die Ehrenstellung des auserwählten Volkes, aus dessen Blut der Erlöser der Welt stamme. Hierdurch erobern sie nun, mit dem Priester in die nordischen Länder dringend, die Macht über die in der Heimat gebliebenen nordischen Völker. Sie

*) S. „Das große Entsetzen — die Bibel nicht Gottes Wort".

entwurzeln sie aus dem Artglauben und nehmen ihnen so die volkerhaltende Kraft.

Zeigt uns die Betrachtung der Agnifeier in erschütternder Klarheit alle Bestandteile des christlichen Glaubensbekenntnisses, so wird uns dies noch deutlicher bewußt, wenn wir uns die Worte dieses Bekenntnisses, wie dies Driesmanns tut, unter Einsetzung der indischen Namen vergegenwärtigen, dann erscheint uns dieses Glaubensbekenntnis als nichts anderes wie die Wortgestaltung der Agnifeier:

„Ich glaube an den Gott, den allmächtigen Vater (Sawistri), den Schöpfer Himmels und der Erden und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, Licht vom Lichte (Agni, der Sonne glorreiche Seele) nicht geschaffen, sondern erzeugt, wesensgleich mit dem Vater, herabgestiegen vom Himmel, durch den heiligen Geist (Waju) empfangen und geboren vom Schoße der Jungfrau Maria (vom Schoße der Mutter Maja) und nach seinem Tode aufgefahren 'gen Himmel . . ."

Von der Geburt bis hin zur Himmelfahrt und dem Kulte des Abendmahles stimmt die Agnifeier mit den Evangelien überein, und doch welch gewaltige Kluft! Hier noch Mythos, nur Gleichnis des Göttlichen, nur Sinnbild seiner segnenden Kraft, dort geschichtliche Tatsachen einer Geburt eines Gottessohnes aus jüdischem Geschlechte, und zwischen beiden suchen wir nun noch den vom Inder vollzogenen Übergang. Wir suchen nach Mythos, nach Legende, die schon nicht mehr von einem Sinnbild des Göttlichen, sondern von einem Mensch gewordenen Gottessohn handelt, aber in dichterischer Schönheit gegeben, dem nordischen Sinn für Schönheit und Liebe zur Natur noch gerecht wird und wahrlich keine geschichtliche Tatsache, sondern Dichtung sein will, die das Göttliche dem Volke faßlich macht, lebendig in die Seele legt und warm begeistert.

So nur könnten wir uns den Weg der weiteren Entnordung der Inder vorstellen, so auch die jüdische Verwertung dieser weiteren Stufe! Es ist die Krischnalehre der Inder, die dieser Erwartung entspricht.

Die Krischnafeier

Der Agnikult, die Grundlage des christlichen Dogmas, sollte in dem indischen Volke in einer Form wieder aufleben, die noch unmittelbarer von dem neuen Testamente in der Geburtgeschichte des Jesus von Nazareth übernommen wurde, der heute den Mythos der Christen bildet, welchen sie in ihren Kirchen an dem Tage des Deutschen Weihenachtfestes feiern.

Der Agnikult hat in symbolischer Form schon all das enthalten, was in die Wirklichkeit übertragen als historische Begebenheit von Jesus von Nazareth durch die jüdischen Evangelisten berichtet worden ist. Doch auch die Umwand-

lung des symbolischen Gottessohnes in den leibhaftigen Erlöser ist jüdische Entlehnung. Das indische Volk hat nach seiner Wanderung aus dem Norden nach Indien soviel von der Urbevölkerung übernommen, soviel Artgemäßes der nordischen Rasse verlassen, daß es sogar ein Priestertum einführte. Ja schon wohl Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung erhob es einen Oberpriester Yati-Rischi zum Vertreter Gottes. Dies alles waren schwerwiegende Irrtümer. Der Glaube an Sündenstrafe und an Sühnopfer, die ein Priestertum erst mächtig machen, erstarkte. So war Agni, der zunächst nur das segenbringende Feuer bedeutete, allmählich auch zum „Erlöser von den Sünden“ umgewandelt. Auf dieser Stufe des Irrtums nun wird der Priester zur Lebenssicherung unentbehrlich. Er soll die Erlösung, den Schutz vor den Strafen erleichtern. Diese Strafen aber sollen auch nach dem Tode drohen! Wo Priester sind, da ist auch der Irrtum von der Hölle und ihren Strafen zu Hause; denn wo Priester sind, gibt es unter ihnen auch machtgierige, die die ungeheuere Macht begreifen, die für sie in dem Höllenglauben liegt. Die Enttäuschung des Volkes an solchen machtgierigen Priestern verdichtet dann die Sehnsucht, daß Agni, der Erlöser, nicht nur symbolisch gezeugt und geboren wird im „jungfräulichen“ Schoß des Brenn-Holzes Maja am Weihenachtfeste, sondern tatsächlich und wirklich im Schoße einer göttlichen Jungfrau geboren werden möge, umso mehr, je drückender die Priesterherrschaft wird. Es wird ersehnt, gehofft und verkündet, daß er unter den Menschen lehrt und lebt, um ihnen zu helfen, ja, daß er, der Reine, das „Sühnopfer wird für die Sünden und der Retter von den Höllenqualen“.

Dieser Irrtum vor dem Christus, dem Sohne Gottes, der Sühnopfer wird für die Menschen, findet sich nirgends anders als bei allen jenen Völkern, die dem Irrtum der Höllenstrafen und hiermit allmählich auch der Priesterherrschaft verfallen waren. Es ist also durchaus logisch, ja zwangsläufig, daß unsere Vorfahren, die im Norden bei dem Urmythos der Sonnenwiederkehr, des Jahreszeitenwechsels, blieben, nur diese stete Wiederkehr des Lebens in Baldurs Geburt feierten. Aber da sie dem furchtbaren Höllenglauben, der Strafanstalt nach dem Tode, nicht verfielen*), so blieben sie auch verschont von Priesterherrschaft und dem Irrtum, daß ein Gott seinen reinen Sohn als Sühnopfer für die Sünder annimmt. Je weniger nordisch ein Volk sich im Süden erhalten hatte, umso mehr wurde bei diesem Christosglauben das Sühnopfer betont, je reiner die nordische Ethik noch vorherrschte, umso mehr wurde, wie bei den Indern, die Lehre des Christos als das Erlösende erachtet.

Die Agni-Feier konnte an sich erhalten bleiben. Sie birgt nun den ganzen Stoff des Krischna-Mythos für das indische Volk. Das „himmlische Kind“

*) In dem Helreich ist der reinste ihrer Asen, Baldur selbst, deshalb ist diese Hel, das Schattenreich, keineswegs eine Hölle, d. h. eine Strafanstalt für die Sünde.

wurde nun von einer Jungfrau empfangen und geboren. Es war um das Jahr 4000 vor unserer Zeitrechnung, also vor 6000 Jahren, daß den Indern nach ihrem Glauben dieser Krischna als Erlöser geboren wurde. Aus den Prophetien dieses Erlösers gebe ich Einiges (s. mein Buch „Erlösung von Jesu Christo"). Da heißt es:

„Er wird kommen, und Himmel und Erde werden von Freude erfüllt sein, die Sterne verblassen vor seinem Scheine, und die Sonne wird ihre Strahlen zu schwach finden, um ihn zu beleuchten, die Erde wird zu klein für die Weite seines Blickes, zu eng, um ihn aufzunehmen. . . Er wird kommen, und das Leben fürchtet den Tod nicht mehr. . . Er wird alle Seelen läutern. . . Im Busen einer Frau wird der Strahl göttlichen Glanzes menschliche Form annehmen, und sie wird als Jungfrau gebären."

Devanaki, die heilige Jungfrau, Mutter des Krischna, erfährt früh die Prophetie*). Bei den Indern erfährt das Gleiche, auch 620 vor unserer Zeitrechuung, zu der Zeit, als Moses den Juden seine Gesetze gab, die göttliche Jungfrau Maja, die Mutter des neuen indischen Erlösers ‚Buddha'.

Mit unendlich viel Poesie und dichterischer Schönheit schmückten die indischen Legenden die leidensreiche Jugendgeschichte der heiligen Mutter Devanaki aus, dereu göttliche Bestimmung sogar die Blumen und Tiere ahnen. Von ihrem Ohm wird sie verfolgt und ins Gefängnis gesetzt, denn er fürchtete den Sohn, von dessen Prophetie er gehört hat. Aber „der Geist Gottes" schützt sie vor Hunger und Vergiftungerscheinungen.

Offenbar aus verschiedenen Epochen stammen unterschiedliche Legenden über die Empfängnis des Gottessohnes. Eine erinnert noch gar sehr an die nordische Heimat der Inder, denn die Weltenesche, der Baum, der ja die Gottoffenbarnng in der Menschenseele symbolisiert (siehe „Deutscher Gottglaube") wird hier bedeutsam. Bei dieser Legende wurde Devanaki aus dem Kerker des Ohms schon vor der Empfängnis durch Wunder in einsame Wälder zu Eremiten gerettet.

„So lebt Devanaki mehrere Monate unter ihnen im Gebete und in frommen Betrachtungen. Im Walde war ein großer Baum, den die Einsiedler ‚den Baum des Lebens' nannten. Devanaki liebte es, sich in den Schatten dieses Baumes zu setzen. Eines Tages glaubte sie in den Blättern Harfenklänge zu vernehmen, zugleich tat sich der Himmel über ihr auf, und sie sah Mahadeva, umstrahlt von Glorie auf sie zukommen. Er beugte sich über sie und durchleuchtete sie mit einem Strahle des Lebens. Sie fühlte ihr ganzes Wesen erzittern, sie hatte den göttlichen Sohn empfangen."

Aus anderer Zeit stammt die Erzählung, nach der Devanaki noch im Kerker den Sohn empfängt und gebiert, erst bei der Geburt tut sich unter gewaltigem

*) Ähnlich lauten die Prophetien der Perser. Die auserwählte Jungfrau, die den Heiland, überschattet vom göttlichen Geiste, gebiert, wird durch eine Prophetie oder durch Träume auf ihr hohes Amt vorbereitet. Bei den Persern ist es Dogdo, die von der göttlichen Empfängnis ihres Sohnes Zoroaster träumt.

Beben der Erde der Kerker auf, die Mauern klaffen auseinander, und die göttliche Mutter rettet sich und ihr Kind ungefährdet in die einsamen Wälder. Trotz Kerkerqualen waren Empfängnis und die Monde vor der Geburt ihr eine Zeit der tiefen Freude und Glückseligkeit. Hier heißt es:

„Eines Abends, als die Jungfrau betete, erscholl eine himmlische Musik, das Gefängnis war hell erleuchtet, und Vischnu erschien ihr im Glanze seiner göttlichen Majestät. Devanaki fiel in Ekstase, und nachdem sie vom Geiste Gottes, der Menschengestalt annehmen wollte, ‚überschattet' war, empfing sie."

Die dritte Legende schließt sich innig an den Agnikult am Weihenachtfeste an, wie wir ihn oben schilderten, und ihr ist wörtlich die Geburtgeschichte der jüdischen Evangelien entnommen, woraus sich denn auch die seltsame Geschichte der Schätzung im Geburtort erklärt, die im römischen Reich gar nicht Sitte war. Sie erzählt, daß die Eltern vor der Geburt des göttlichen Sohnes nach Madura gezogen seien, wegen der Steuerzahlung und Zählung. Dort wird dann der göttliche Sohn Krischna geboren, liegt im Kuhstall, umgeben von Hirten und Hirtinnen, die ihn anbeten. Wenige Tage nach der Geburt kommen weise Männer aus der Ferne, um ihm zu huldigen. Alles also haben die Evangelisten wörtlich übernommen.

Die Legenden der Prophetien sind in wunderbar poetische Erzählungen eingereiht. Als Devanaki vor dem bösen König wegzieht, grüßt sie ein Eremit:

„Gebenedeiet seist Du, Devanaki, unter den Frauen, sei willkommen unter den heiligen Rischis. Du bist ausersehen zum Werke der Erlösung. In Deinem Busen wird der Strahl des göttlichen Glanzes Mensch werden, und das Leben wird des Todes spotten. . . Er wird kommen mit leuchtender Krone . . . Himmel und Erde werden voller Freude sein; denn er ist das Unendliche, denn er ist die Macht, denn er ist die Weisheit, denn er ist die Schönheit, er ist das All im All."

Als sie sich Mutter fühlt, grüßt er sie:

„Jungfrau und Mutter, wir grüßen Dich, Du bist unser aller Mutter, denn aus Dir wird der geboren, der uns erlösen soll. . . Du sollst ihn Krishna nennen."

Die jüdischen Evangelisten haben diesen Gruß der Mutter des Johannes, Elisabeth, in den Mund gelegt. In Legenden des zweiten Heilandes der Inder, Buddhas, des Sohnes der Jungfrau Maja (620 vor Jesus) finden wir die Worte des alten Simeon und der Hanna gelegentlich der Darstellung des neugeborenen Jesus von Nazareth im Tempel. Auf die Nachricht von der Geburt des Buddhas kommt ein alter gebrechlicher Brahmane mit Namen Achita vom Himalaya herab und prophezeit:

„Euer Sohn hier wird zum Heile alles dessen, was lebt, geboren, er wird ein Welterlöser werden, wird ein dauerndes Licht anzünden allem Wesen. . . Die schweren Pforten finsteren Unglaubens . . . er wird sie sprengen und Befreiung bringen."

Darauf geht er weg, weinend, daß ihm sein hohes Alter nicht mehr gestattet, die Zeit des Heils zu erleben. Das ist der einzige Unterschied zu Simeon, der zufrieden sterben will, weil seine Augen den Heiland gesehen haben; der Jude ändert immer ein klein wenig, wenn er abschreibt.

Beide Gottessöhne, Krischna und Buddha, werden verfolgt von Königen. Kansa bei Krischna und Asoka bei Buddha fürchten den Neugeborenen und wollen ihn gewaltsam beseitigen. Asoka gibt aber schließlich den grausamen Gedanken auf; aber Kansa verhält sich ganz genau wie der Herodes der Bibel. Nach einem bösen Traum, daß ein Mächtiger geboren werde, gibt er den Befehl:

„In allen seinen Staaten alle männlichen Kinder, die in derselben Nacht wie Krishna geboren worden waren, zu töten."

Da Herodes, wie geschichtlich feststeht, schon vier Jahre vor der Geburt des Jesus von Nazareth gestorben ist, und die indischen Berichte 4000 Jahre (bei Krischna) und 620 (bei Buddha) älter sind, so ist leicht zu ersehen, wie diese Nachrichten in die Bibel kamen! Während aber im neuen Testament Jehowah, der das Judenvolk durch viele Wunder aus größten Gefahren gerettet hatte, der göttlichen Mutter und dem Gottessohn anrät, sich durch Flucht zu retten, weiß die indische Legende anderes von der Würde einer göttlichen Mutter und des jungen Gottes. Wenn je ihr Gott durch Wunder schützt, so tut er es vor allem hier. Die Häscher des Königs dringen ein in die Hütte der göttlichen jungen Mutter, sie flieht nicht vor ihnen, aber das Kind, das sie noch eben an der Brust nährt, wächst in wenigen Augenblicken zum Knaben.

Mögen diese Beispiele hier genügen, um zu zeigen, wie die jüdischen Evangelisten das Weihenachtsevangelium über Jesus aus dem Stamme David den Krischnalegenden entnommen haben. Sie wurden dann später der Mythos des Christfestes.

Vom Standpunkt unserer Rasseerkenntnis sehen wir klar, daß die „Entnordung", das heißt die Entfernung vom altgermanischen Gottglauben der Wintersonnwendfeier im Laufe der Jahrtausende immer mehr zugenommen hat. Groß war die Kluft zwischen der Wintersonnenwende unserer Vorfahren, wie wir sie in den ersten Abschnitten betrachtet haben, und der Agnifeier, bei der der göttliche Funke nur das Sinnbild des göttlichen Sohnes der Sonne war und in der Mulde des Hakenkreuzes, als dem Sinnbild des mütterlichen Schoßes, geboren ward. Groß ist die Kluft zwischen diesem Agnikult und der Krischnalehre, die einen Mensch gewordenen Gottessohn, einen göttlichen Erlöser, in einer Jungfrau vom heiligen Geist empfangen und geboren werden läßt, groß auch die Kluft zwischen dieser Krischnalehre Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung und dem Kult des Geburtfestes des Krischna, wie er zur Zeit, als die ersten christlichen Missionare im 7. Jahrhundert unserer Zeit-

rechnung nach Indien kamen, schon in den heiligen Schriften der Inder in den Puranas festgelegt war.

Da wurde die heilige Jungfrau im Stall mit dem Gottessohn auf dem Schoße dargestellt, und die Hirten vom Felde, umgeben von den Tieren des Feldes, huldigen dem Kinde.

Am größten aber endlich ist die Kluft zwischen den Krischnalehren und jenem Gemisch der Legenden und Lehren der Inder mit jüdischen Messiashoffnungen und jüdischer Glaubensunduldsamkeit, wie sie dicht hinter der Weihenachtbotschaft in dem neuen Testamente zu finden ist.

In solcher Gestalt wurde dann das alte Wintersonnwendfest den Deutschen seit Ende des 4. Jahrhunderts als Fest der Geburt des Juden aus dem Stamme Davids als des Welterlösers gegeben, und dankbar schauen die Christen nach dem jüdischen Orte Bethlehem als der Geburtstätte des Heils für alle Völker der Erde.

Fürwahr in dem Schicksal des Weihenachtfestes im Laufe der Jahrtausende spiegelt sich das Schicksal unserer Rasse, deren Sein und Nichtsein davon abhängt, ob ihr Erwachen sie nun zum artgemäßen Gotterkennen führen wird.

Jüdisches Christfest – Deutsche Weihenachten

Die jüdische Volksreligion kennt einen Gott, der dem Juden die Weltherrschaft im alten Testament verspricht und das Erreichen dieses Zieles als göttliches Gebot fordert.

Den gleichen Gott beließen die Juden der Weltreligion des Christentums, das sie schufen, um mit seiner Hilfe die einzelnen Menschen und Völker, gemäß dem Gebote Jahwehs im alten Testament, sich untertan zu machen.

Priester wußten in dieser Weltreligion die Juden beiseite zu schieben und die im alten Testament dem Juden verheißene Weltherrschaft als ihnen von Gott gegebenes Ziel hinzustellen.

Es ist durchaus folgerichtig, wenn sämtliche Geweihte Jahwehs die christliche Lehre als das betrachten, was sie ist, als Propagandalehre zur Herbeiführung der Juden- und Priesterherrschaft. Wir verloren den Weltkrieg, weil wir der feindlichen Propaganda nicht achteten trotz all unserem Heldentum im Kampfe an der Front. Wir werden auch mit den anderen Völkern zugrunde gehen, weil wir die christliche Lehre nicht als politisches Propagandamittel erkennen. Ich führte aus, wie sie die Völker entwurzelt, die Frau entrechtet, die Minderwertigen erwählt, Knechtsgesinnung stützt, die Denk- und Urteilskraft

auf dem Gebiet des Glaubens schwächt und unbewußt Christen den okkulten Anschlägen künstlicher Verwirrung ausliefert. Wie jede gute Propaganda soll die Christenlehre überdies auch auf das menschliche Gemüt einwirken. Die Deutsche Gemütstiefe im besonderen wird ein Werkzeug für die von Juden und Priestern ausgehende propagandistische Beeinflussung des Deutschen. Maria, Joseph, das Jesuskind, der Stall wurden, wenn auch unter einigem Widerstreben der Kirchenbeamten, listig verschmolzen mit dem Fest unserer Ahnen, der Wintersonnenwende, d. h. der 12 Weihenächte mit dem Tannenbanm als Sinnbild der Weltenesche. Noch im 14. Jahrhundert verboten Priester das Aufstellen des Tannenbaumes. Aber das Erberinnern im Deutschen Volke war so stark, daß es den Geboten der Kirchen trotzte und ihre Beamten zum Nachgeben zwang. Aus diesem Fest unserer Ahnen wnrde das jüdische Christfest, obschon solches Fest mit der christlichen Lehre ja überhaupt nichts zu tun hat. Die Gemütsbewegung, die das Fest nnserer Ahnen in uns dank dem Rasseerbgute auslöst, wurde in den Dienst Jahwehs gestellt, um das politische Wollen seiner Geweihten zu erleichtern.

Das ist der Sinn des Christfestes für die Geweihten Jahwehs. Es ist trugvolles Beginnen, heilige Feiern freier Menschen auszuuutzen, um sie zu knechten.

Der Tannenbaum als Sinnbild der Weltenesche steht aber noch heute in jedem Deutschen Hause. Daran mögen die Deutschen erkennen, wie beschränkt die Macht der Geweihteu Jahwehs gegenüber dem zähen Widerstande Deutschen Blutes ist, uud wie zäh die Deutschen mit der Kirche um ihre, ihnen heiligen Gebräuche gerungen haben, wohl in dem unklaren Bewußtsein, welches Unheil ihnen widerfährt, wenn sie Erberinnern sich rauben und umfälschen lassen.

Die Christen, die heute das jüdische Christfest feiern, könneu sich über die ungeheure völkische Not nicht beklagen, in der es heute von Millionen Deutscher, von Millionen in anderen Völkern begangen wird. Sie arbeiten ja sämtlich damit an der Erfüllung der von Jahweh auf dieser Erde gewollten „Ordnung", in die sich jeder, der auf dieser Erde lebt, einzufügen hat, nnd die ihn zerschmettern soll, wenn er widerstrebt. So meinen die Geweihten Jahwehs, die innerlich bereits ihre Sicherheit verloren haben, weil sie so vollends durchschaut sind.

Auch ich feierte einst solches jüdisches Christfest, allerdings ohne Krippe, und freute mich des Lichterglanzes des Tannenbaumes, ohne zu wissen, daß die Ahnen um ihu gegen Christen gekämpft hatten. Heute feiere ich die Wintersonnenwende und die Weihenächte eng verwoben mit den Ahnen. Sie ahnten das Göttliche und wußten um ewiges, unabänderliches Naturgeschehen. Sie gaben dem Göttlichen anch menschliche Gestalten — so wnrden die Asen —

und stellten ihnen als Versinnbildlichung unheilvoller Naturgestalten die Riesen gegenüber. Es rangen Asen und Riesen gegeneinander. Die Wintersonnenwende verhieß den Ahnen nach den Winterstürmen Wärme, die neues Leben auf der Erde entstehen ließ und Arbeiten des Menschen fruchtbringend machen würde. Die Asen hatten die Riesen verdrängt. Solche Vorstellungen befriedigten indes das Gottahnen der Ahnen nicht. Sie zweifelten und forschten und wurden in ihrem Zweifel und Forschen Beute der ihnen mit blutiger Gewalt aufgezwungenen, artfremden Christenlehre trotz aller inneren Ablehnung derselben. Deren fester Behauptung, die Wahrheit von Gott erhalten zu haben, konnten sie nicht eine gleiche Sicherheit gegenüberstellen, dazu waren sie zu wahr. Ihr Erbgut indes trieb in den Nachfahren zu weiterem Forschen. Heute ist das Ahnen und Forschen erfüllt. Gotterkennen ist uns geworden. Meine Frau gab es uns und gab damit die Christenlehre in Deutschen Gauen dem Untergange preis. Die starre Christenlehre, die vor 2000 Jahren entstanden war und trotz allem Fortschritt in den Naturerkenntnissen unverändert weiter bestehen will, wie es die Worte „Christus heute und morgen und derselbe in alle Ewigkeit" kennzeichnen, ist endlich innerlich voll überwunden.

Wir erkennen heute Gott jenseits von Zeit, Raum und Ursächlichkeit und seine bewußte Erscheinung im Menschengeschlecht. Offen liegen vor uns der Sinn des Werdens der Welten und des Menschenlebens und der Völkerbestimmung, sowie das Wesen und die Gesetze der Menschenseele. Der Wert des Rasseerwachens und des Erberinnerns und der Sinn des Verwobenseins der lebenden mit den vergangenen und zukünftigen Geschlechtern sind uns Erkenntnis geworden. Tiefes Verantwortunggefühl für das eigene Geschick, das des Volkes, ja aller Völker und nie rastendes Streben, in der furchtbaren Not dieses Verantwortunggefühl zu betätigen, sind in uns wach.

In solchem Gotterkennen feiern wir die Weihenächte unserer Ahnen heute als Deutsche Weihenächte.

Sie sollen uns Kraft geben, das Schicksal des Volkes zu wenden und zu verhüten, daß die Nachfahren nicht in die gleichen Glaubenswirrnisse verfallen, wie die Ahnen. Sie haben es leichter als diese. Sie wissen von dem entscheidenden Werte des Rasseerbgutes und von der Tatsache, daß jedes Erbgut den Gott anders schaut, und daß wir ihn erkennen in seinem Willen, bewußt in Erscheinung zu treten.

Das feste Gerüst Deutscher Gotterkenntnis können sie nun berechtigt, in gleich innerer Sicherheit, mit der einst die römischen Missionare unberechtigt auftraten, der Christenlehre als weit überlegene Weisheit gegenüberstellen, unbekümmert um alle Gewaltmaßnahmen, mit denen die Christenlehre sich noch am Leben halten will.

Solche Gedanken in den Weihenächten, die tief aus unserem Rasseerbgut

und unserem Gotterkennen aufsteigen, ketten nicht mehr die Deutschen durch Gemütsbewegung irgendwelcher Art an die Geweihten Jahwehs, sondern sie stellen Deutschen Tatwillen in den Dienst des Selbsterhaltnngwillens, der Volkserhaltung und der Gotterhaltung in sich selbst und im Volke.

Vertieft das jüdische Christfest die Knechtnng der Deutschen, so weisen Deutsche Weihenächte dem Deutschen

den Weg zur Freiheit!

Immer wieder bezeichne ich Recht und sittliche Freiheit als die köstlichen Güter eines Menschen, eine Freiheit, die uicht achtlos an dem Geschick des Nebenmenschen vorbeigeht, sondern dereu Streben es ist, das gleiche Freisein auch dem Nebenmenschen zu bringen.

Weihenächten beschließen ein ernstes Jahr und leiten ein vielleicht noch ernsteres ein.

Mögen sie Dentschen neue Kräfte zum Kampf für Recht uud sittliche Freiheit geben, die erst dann errungen sein werden, wenn das alte und das neue Testament als das erkannt sind, was sie sind, als Gesetzbuch Jahwehs und als Propagandalehre für die Verwirklichung dieser Gesetze, und nun von allen Völkern auch abgelehnt werden. Wir nehmen den Menschen damit nichts. Wir geben ihnen ja neues, reiches Gotterkennen, zeigen ihnen den wahren Sinn des Menschenlebens und schaffen ihnen die Möglichkeit, ihn zu erfüllen, und den Völkern, ihr Leben in Freiheit nach unantastbarem Sittengesetz zu gestalten, ohne andere zu bedrängen.

Der Deutsche Tannenbaum unserer Weihenachten möge das Zeichen sein, was wir uns erhielten, und was zu erreichen wir in der Lage sind, wenn wir kraftvoll den Weg innehalten, den Erberinnern und Gottschau uns gehen lehren.

Mit solchem Zutrauen in die eigene Kraft schreiten wir durch die Weihenächte weiter, neuer Lebens- und Weltgestaltung und Dentscher Volksschöpfung entgegen, die uns das bringt, was wir ersehnen:

Einigkeit und Recht und Freiheit.

Ein Nachwort

Wir kennen vier tiefernste Weihenachtfeiern während des Weltkrieges. Wie oft stellten wir damals die Frage:

Können wir feiern, während draußen der grausame Krieg die lebfrischen Volksgeschwister tötet, sie verletzt oder für das ganze Leben verstümmelt? Können wir im trauten Heime feiern, wenn draußen im Winternwetter Tausende tagtäglich, den Tod im Auge, für uns im Schlamm der Schützengräben wachen und wehren, wenn sich in den Krankenlagern hinter der Front und den Krankenhäusern der Heimat Tausende in Schmerzen winden, die für ihr Volk und ihre Heimat Übermenschliches geleistet haben?

Können wir feiern, wenn die Lage des Deutschen Volkes gegen eine Übermacht von Feinden trotz allen unerhörten Siegen immer ernster und ernster wird, weil das in der Heimat darbende Volk, von geheimen Volksfeinden aufgewühlt und mit dreisten Lügen betört wird, die Waffen zur Freude der Feinde niederzulegen?

Damals antworteten die einen: Ja, wir müssen sogar einmal wieder feiern, einmal von der grausamen Wirklichkeit wegdenken, einmal wieder harmlos froh sein wie in früheren Tagen. Und sie waren voll Eifer dabei, das Weihenachtfest sogar ausgelassener denn je im Vergessen der Grauen des Krieges, in Ablenkung von den Sorgen der Zukunft zu feiern, und glaubten wohl gar, sich mit solchem Tun zu stärken.

Die anderen aber feierten unser Deutsches Fest der Wintersonnenwende, unsere Weihenacht als Christfest. Sie jubelten in Glückseligkeit, daß das jüdische Volk ihnen durch den Gottessohn Jesus von Nazareth erst die Lehre der Menschenliebe und überdies Erlösung von vermeintlichen Höllenqualen nach dem Tode gebracht habe. Sie bemühten sich, umzingelt von hassenden, waffenstarrenden Feinden, eben diese Feinde dennoch zu „lieben“, weil sie ja auch Christen seien, und nur jene noch zu hassen, die nicht an Jesum glauben. Ihre Feier war ernster und innerlicher vielleicht als die jener anderen, die ich nannte. Aber auch sie lenkte die Feiernden gründlich ab von der Volksnot. Sie pilgerten nach Bethlehem, der jüdischen Stadt Davids, just zu der Zeit, da dies jüdische Volk und die Cäsaren der christlichen Kirche unser eigenes Volk gänzlich zu vernichten hofften.

Dann gab es auch viele Deutsche, die weder wie die ersten, noch wie die zweiten Weihenachten des Weltkrieges begingen. Sie konnten nicht mehr feiern, zu schwer traf sie der Gram um die Toten. Sie haderten wohl auch mit dem Schicksal, das gerade ihnen das Schwere gebracht, sie ahnten, daß dieser Krieg ein teuflisches Machwerk der Volksfeinde war, das verbitterte sie. Nur noch

Ingrimm lebte in ihnen, das Feiern war ihnen wie das Leben vergällt für immer.

Es gab aber auch endlich Deutsche, die begingen die Weihnachten des Weltkrieges mit einer Innigkeit und Tiefe wie noch nie zuvor im Leben. Der Weltkrieg hatte ihnen das Christfest zum Julfest gemacht, zur Weihenacht der Ahnen. Sie waren erst durch ihn wieder mit ihrem Volke voll verwoben. Alle Entwurzelung aus dem Volke war an dem feierlichen Tage überwunden, an dem sie ihr Leben für ihr Volk hintrugen in die Grauen eines Krieges unserer Zeit. Draußen aber an der Front hatten sie dann mit all dem unerwartet Furchtbaren und auch Enttäuschenden doch so Gewaltiges an Heldentaten für ihr Volk erlebt, daß sie tief erschüttert vor solcher Allgewalt des Heldentums und der Volksliebe standen. Wie blühte dieses göttliche Fühlen, diese Hingabe für das Volk in unendlicher Schönheit, wie erhob es selbstische und enge Seelen über sich hinaus in das Erhabene. Und gerade weil diese Helden sich selbst nicht priesen oder sich gar für Erlöser der Menschen hielten, weil sie ihr Tun schlicht ihre Pflicht nannten nnd Übermenschliches wie eine Selbstverständlichkeit leisteten, war das Erlebte noch ergreifender. Alle die, die das wachen Auges mitlebten und erlebten, glaubten nun erst zn wissen, was wir in der Weihenacht, dem Feste der Menschenliebe, feiern, und gar viele feierten draußen an der Front, dicht an den Toren des Todes, das erhebendste Weihenachtfest ihres Lebens.

Auch den andern, die solches alles nur aus der Ferne aber mit ganzer Seele miterlebten und nur in der Heimat Volkspflicht vollbringen durften, erging es ganz ähnlich. Nie im Leben hatten sie so tief bewegt die Weihenacht gefeiert wie in den Jahren, in denen ihnen der Sang der blumengeschmückten Krieger in den Ohren nachklang, die hinaus für sie und die Heimat zu dem größten und schwersten aller Kriege dieser Erde zogen. Auch in ihnen war das Volksbewußtsein bei Kriegsbeginn stark erwacht und hatte die Spuren der Christenlehren aus der Seele gewischt. Auch sie pilgerten nicht mehr nach Bethlehem, der jüdischen Stadt, ein anderes Vorbild der Menschenliebe und Hingabe für das Volk hatte ihre Seele ergriffen, und sie feierten im Weltkriege die erste Deutsche Weihenacht als Heimgekehrte zu ihrem Volke.

Und heute?

Wir, die wir seit wenigen Jahren endlich das geheime Verschwörertum, das seit mehr als tausend Jahren Weltgeschichte in den Völkern mit Hilfe von Mißbrauch der Seelengesetze des Menschen treibt, durchschauen, die den teuflischen Sinn all der Einzeltaten auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete in den letzten Jahrhnnderten klar erkennen, fragen wieder die Frage des Weltkrieges:

Können wir feiern?

Das furchtbare Erkennen legte sich wie eine Zentnerlast auf die Schultern und nahm ihnen zunächst grausam allen Frohsinn. Für ein „Vergessen der furchtbaren Wirklichkeit“ sind sie nicht flach genug. Auch wissen sie, daß nach solcher gründlichen „Ablenkung“, nach dem Vergessen der schrecklichen Tatsachen, um so furchtbarere Wochen des Umgewöhnens folgen, in denen tiefste Niedergeschlagenheit das kurze Frohsein rasch erlöscht!

Aber wenn sie nun glauben, sie dürften unser hoffnungreichstes Fest, das Fest der Wintersonnenwende, das seine Zuversicht auf der wankellosen Gesetzmäßigkeit des Alls aufbaut und seine Seelentiefe durch das Feiern der göttlich gerichteten Menschenliebe erfährt, nicht feiern, weil sie die Todesnot des Volkes und aller Völker erkannt haben, so wissen sie überhaupt noch nicht, welche Art des Feierns leidreiches Leben lehren kann.

Feiern der Erwachsenen heißt nicht unbeschwert fröhlich sein wie die Kinder im Vergessen einer unendlichen Fülle des Leids, der Not und der Sorge. Aber dennoch ist das Feiern der Erwachsenen nicht etwa ärmer als das der Kinder, nein reicher und tiefer nur. Das Leben stimmte in den Seelen der Erwachsenen seit Jahren schon die vielgestaltigsten Weisen an, und hohe Kunst der Menschenseele ist es, aus all diesen Klängen einen wunderbaren harmonischen Akkord zu schaffen. Durch die Art der Antwort der Menschenseele auf des Lebens unterschiedlichste Weisen werden sie zu diesem wunderbaren Zusammenklingen umgestaltet. Jedwede Seele, die diese Kunst erwarb, möchte keinen einzigen der Klänge des Lebens missen, weder in den Tagen der Arbeit und des Kampfes, noch in den Tagen ihrer Feier. Auch auf den Friedhöfen der Seele, auf denen sie nicht Menschen, sondern erloschene Hoffnungen begräbt, klingen ihr zwar gar schmerzliche aber dennoch unendlich schöne Weisen entgegen. Nie möchte sie sich von ihnen „ablenken“ lassen!

Ja, fürwahr am innerlichsten und reichsten feiert der Mensch die großen Festtage seines Volkes, der die Kraft gewann, allen Kummer, alle Sorge für die Nächsten und sein Volk, ganz wie das Gedenken an den Tod mit hineinzunehmen in die Feierstunden und Feiertage seines Lebens und in ihrer Gegenwart des Lebens Schönheit und Reichtum voll zu bejahen. Sorge, Schmerz und Not werden dann wohl staunende Zeugen freudvoller Feier, die keiner „Ablenkung“ und keiner Umfälschungen, keiner Beschönigungen bedarf! Wie in den reichen Melodien, die gottwache Menschen schufen, tiefes Weh und innige Freude einander grüßen und gerade hierdurch den wechselnden Weisen des Lebens Gestalt verliehen ist, so steht auch in der Seele dessen, der wahrhaft zu feiern vermag, alles Weh, alles Glück des eigenen Lebens, des Volkes und aller Menschen nebeneinander, keines überschattet oder verdrängt das andere.

So können auch wir diese Weihenacht trotz aller Not und Gefahr des Volkes feiern. Wir lenken uns nicht davon ab, daß das kommende Jahr und die

späteren für jeden von uns, das ganze Volk und alle Völker viel des Furchtbaren bringen können, und doch wird feierliche Freude unser Fest weihen. Nach solchem Feiern gibt es kein „jähes Erwachen zur grausamen Wirklichkeit". Nach solchem Feiern klingt die innige Freude noch nach in die Tage des harten Daseins- und Freiheitkampfes. Solches Feiern stärkt den Abwehrwillen gegen das Übel und weckt Gotterleben, weil es die Arme weit dem ganzen Leben öffnete, seinem unerbittlichen Ernste, seiner grausamen Fülle der Leidmöglichkeit, seinen tiefen Freuden und seiner heiligen Sammlung.

So sei denn willkommen, Weihenacht, Du seit unserer Kindheit uns trauteste Deutsche Feier. Nicht umsonst haben unsere Ahneu Jahrhunderte um Dich und Deine alten Deutschen Sitten mit den Christen gekämpft! Gab das Schicksal uns die Möglichkeit, in Gaben andere zu erfreuen, so soll es uns nicht anders zumute sein, als wenn wir zu jenen gehören, die darauf schon lange verzichten müssen. Ließ es uns eine große Schar jubelnder Kinder, dereu unbeschwertes Glück das Fest übersonnt, so wollen wir es nicht anders feiern, als wenn das Schicksal uns dies nie geschenkt oder aber geraubt hätte. Was an Leid des Lebens andere treffen kann, das steht als klares Wissen wie erlebtes Weh, das uns das Leben bis zu diesem Festtage brachte, in der Seele. Die Not der Menschen, die wir kaum zu lindern vermochten, und das drohende Schicksal des Volkes und der Völker wollen wir bei dieser Feier zugegen haben. Aber weil wir all unsere Kraft unausgesetzt der Abwehr des Unheils und der Rettung des Volkes schenken wollen, ist uns dies Gedenken nicht eine Folter, sondern nur Ansporn.

Ja, sei uns willkommen, Weihenacht, und gib uns das Erinnern an der Berggipfel Sonnenglanz und Schönheit, aber auch an der grausamen Unwetter Toben, gib uns der lieblichen und der gewaltigen Bilder ungeminderte Fülle! Laß uns das Leben in seinem wechselndeu Reichtum, in seinem göttlichen Sinn kosten, dann wird das ernste, sorgenreiche kommende Jahr uns kampf- und tragstark finden.

